

Citation style

Eckert, Georg: Rezension über: Ulrich Niggemann, Revolutionserinnerung in der Frühen Neuzeit. Refigurationen der „Glorious Revolution“ in Großbritannien (1688-1760), Berlin ; Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2017, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 46 (2019), 1, S. 206-208, DOI: 10.15463/rec.1493213247



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

einen ebenso originellen wie gewichtigen Beitrag sowohl zur Erforschung der materiellen Grundlagen von Diplomatie wie auch zum Verständnis der interkulturellen diplomatischen Praxis in der Frühen Neuzeit.

Christine Vogel, Vechta

Niggemann, Ulrich, Revolutionserinnerung in der Frühen Neuzeit. Refigurationen der „Glorious Revolution“ in Großbritannien (1688–1760) (Veröffentlichungen des Deutsche Historischen Instituts London, 79), Berlin / Boston 2017, de Gruyter, XII u. 653 S. / Abb., € 64,95.

Was auf den Britischen Inseln in den Jahren 1688 und 1689 geschah, ist seither notorisch umstritten: Für Jakobiten war es eine ruhmarme Revolution, für Jakobiner eher eine glorreiche Nichtrevolution. Weitere begriffliche Permutationen ziehen sich bis in die gegenwärtige postrevisionistische Forschung. Das wesentliche Verdienst von Ulrich Niggemanns überaus lesenswerter Habilitationsschrift besteht nun darin, die vielfältigen Bearbeitungsweisen der „Glorious Revolution“ und ihre argumentativen Funktionen in den wechselvollen politischen Konjunkturen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts darzustellen – vorwiegend in England statt in Großbritannien. Indem es sich auf Londoner Debatten konzentriert (53), bietet das Buch allein in dieser Hinsicht etwas weniger, als sein Titel verspricht; so bleiben beispielsweise die auch für die Rezeption der „Glorreichen Revolution“ höchst aufschlussreichen schottischen Debatten um die Staatenunion ohne Beachtung. Diese eher pragmatische Auswahl findet ihren Grund in einem quantitativ wie qualitativ opulenten Quellenkorpus, mit dessen kundiger Aufarbeitung der Nachweis der „Pluralität und Ambiguität“ (60) der Revolutionserinnerung gelingt. Während der zweite große Teil der Studie vornehmlich Periodika sowie Predigten und wenige Medaillen untersucht, um „Refigurationen und Verargumentierung“ (14) zu erforschen, nimmt sich ihr erster Part vielfältige bildliche Darstellungen vor, darunter auch Gemälde und Spielkarten, deren Analyse die „Entstehung einer kollektiven Erinnerung“ (14) sichtbar macht. Als ebenso ausgewogen wie die Wahl der rund 1400 Quellen (58) erweist sich die Herangehensweise des Verfassers, dessen methodologisch facettenreiche Einleitung ein umfangreiches Forschungsprogramm offenlegt. Die Studie thematisiert „die durch Massenkommunikation geprägten Narrative der Revolution“ (53); orientiert ist sie nicht an vermeintlicher Repräsentativität ihrer Quellen oder an Intentionen ihrer mitunter gar nicht fassbaren Urheber, sondern am Umgang der jeweiligen Medien mit der Revolution.

Die einleitende Maxime, man könne „weitgehend vom Urheber der Kommunikationsinhalte abstrahieren“ (48), schadet der Studie mitnichten. Vielmehr gelingt es ihr, gerade durch die eingehende Kontextualisierung einzelner Sprech- und anderer Kommunikationsakte die enge Bindung der Revolutionsmemoria an die jeweiligen Interessen zu belegen; sie illustriert an vielen spannenden, in dieser Hinsicht bislang kaum systematisch ausgedeuteten Fällen, wie die Vorgänge des Jahres 1688 bereits in actu zur argumentativen Verfügungsmasse gerieten. Rasch wurden einzelne Geschehnisse zu flexibel einsetzbaren Elementen – Niggemann bezeichnet sie als „Memoreme“ – eines Erinnerungsbestandes, dessen sich die Zeitgenossen zu höchst konkreten Zwecken bedienten, zunächst vor allem konsenshalber, um eine „breite ideologische Basis“ (195) der Erinnerung zu schaffen. Gerade der Antikatholizismus (142), der ja (wie manch andere Praktiken und Argumentationsweisen) schon im Bürgerkrieg eine wichtige Funktion gehabt hatte, erwies sich als hilfreiches memoriales Bindemittel. Solche Konvergenzen – darunter ganz unerwartete wie die frappierende Nähe von radikalen Revolutionsapologeten und Jakobiten, die aus ganz unterschiedlichen Motiven plötzlich die Deutung einte, die Bevölkerung habe aktiven Widerstand be-

trieben (209) – präpariert die Studie im Quellen-Detail sorgsam heraus, aber auch aufschlussreiche Divergenzen; so konnte man die Revolution offenkundig eher katholisch-konfessionell oder konstitutionell-politisch deuten, ohne beides zwingend verbinden zu müssen (212). Am Ende dieses ersten von zwei umfangreichen Untersuchungsabschnitten bilanziert Niggemann plausibel die „Heterogenität und Pluralität der Revolutionserinnerung“ (246), die wiederum zur Neubewertung der politischen Atmosphäre unmittelbar nach der Revolution einläde.

Der zweite große Buchteil widmet sich der Rezeption der Revolution bis 1760, besonders eingehend den Jahren bis 1718, in denen die Whig Supremacy aufkam. Er zeigt anschaulich, wie die Revolution immer mehr als Mittel der politischen Auseinandersetzung genutzt wurde: als Argument in wohl jedem substantiellen Konflikt. Alle bekannten sich zur Revolution, Whigs wie Tories, aber jeder legte sie sich im eigenen Interesse zurecht – angefangen mit Predigern wie Gilbert Burnet, der die Revolution im frühauflärerischen Streit um die Existenz göttlicher Wunder bemühte (267). Das Nebeneinander von Deutungen ging in Annas Regierungszeit in ein munteres Gegen-einander über; der anhebende Parteienstreit wirbelte nicht nur die Erinnerungsart, sondern auch die Erinnerungsgehalte durcheinander. So brauchte mit dem Dynastiewechsel, wie ihn der Act of Settlement vorbereitete, nicht länger die untergeschobene Geburt des Stuart-Thronfolgers Jakob (III.) behauptet zu werden (354). Auch die Zeitgenossen selbst thematisierten, inwiefern die Revolution als „Instrument in der Auseinandersetzung“ (363) eingesetzt wurde – vornehmlich, um politische Gegner zu denunzieren; beispielsweise warfen Whigs den Tories vor, mit der memorialen Negierung des Widerstands zugleich die Revolution zu verwerfen (386). Auch die Thronbesteigung Georgs I. 1714 ließ sich als Vollendung von 1688/89 deuten (409), Appelle der Tories an Wilhelm von Oranien wiederum als durchsichtiges politisches Manöver (423); Tories eigneten sich mittelfristig überdies die vormalige Whig-Interpretation der Revolution als massiver Zäsur an (438), um nicht länger im politischen Abseits verharren zu müssen. In der Ära Walpole war ein affirmatives Bekenntnis zur Revolution obligatorisch, indes auch die Strategie, sich selbst zum authentischen Träger ihres Erbes zu stilisieren (468). Dieser Konsens erstreckte sich beim Aufstand des Jahres 1745 sogar auf manche Jakobiten, die wiederum den Stuarts die historische Rolle zuschrieben, nunmehr ihrerseits die neuerliche Tyrannei der Hannoveraner zu beenden (483). Die Auffassung der Revolution als Zäsur verfestigte sich unterdessen, zugleich jedoch eine evolutionäre Deutung (503); in den bis zum Ende der Beobachtungsperiode feststellbaren Providentialismus (der allerdings in Predigt-Quellen kaum überraschen kann) mischte sich eine Argumentation, der zufolge die Revolution erst noch zu vollenden sei (504) – und an der sich später Edmund Burke höchst wirkmächtig arbeitete.

So markieren „Vielfalt und Heterogenität das entscheidende Ergebnis“ (510) einer facettenreichen Studie, die zwei großen Versuchungen konsequent widersteht: einer teleologischen Lesart und derjenigen, die Memoria an einem objektivierten Verständnis der „Glorreichen Revolution“ zu messen. Revolution ist hier allein, was die Zeitgenossen unter Revolution verstehen – wie der Verfasser seine Analyse ohnehin als „Fallbeispiel“ für eine neu zu schreibende „Geschichte von Revolutionserinnerung“ (12 f.) verstanden wissen möchte. Diesem Plädoyer ist insofern beizupflichten, als „die Pluralität der Erinnerung und ihre Situationsgebundenheit“ (515) vorbildlich transparent werden und mit ihnen konkrete Interessen, die an die diversen Deutungsweisen der Revolution gebunden waren. Zugleich strahlen die Befunde weit über eine vielseitige Rezeptionsgeschichte hinaus und werfen en passant neue Schlaglichter auf viele klassische, kontrovers diskutierte Themen der britischen Geschichte, in die Niggemann

auf unaufdringliche Weise kundig einführt. Auch deshalb wäre dem anregenden, überzeugend komponierten Buch eine englische Übersetzung zu wünschen.

Georg Eckert, Wuppertal

Ducheyne, Steffen (Hrsg.), *Reassessing the Radical Enlightenment*, London / New York 2017, Routledge, XII u. 318 S., £ 32,99.

Inwiefern kann Aufklärung radikal sein? Und wie schreibt man die Geschichte einer radikalen Aufklärung? Obwohl diese Fragen seit dem Erscheinen von Margaret C. Jacobs „*The Radical Enlightenment. Pantheists, Freemasons, and Republicans*“ (1981) verhandelt werden, verdeutlichen die Beiträge in Ducheynes Sammelband, wie sehr die internationale Diskussion zu diesem Thema nach wie vor von zwei Autoren geprägt wird: einerseits von Jacob, die in ihrer obengenannten Pionierstudie eine niederländische Proto-Freimaurerloge als Labor heterodoxen Denkens analysierte und dabei die Bedeutung englischer Denker, insbesondere die John Tolands und Isaac Newtons, für die intellektuelle Entwicklung auf dem Kontinent betonte; andererseits von Jonathan Israel, der zwanzig Jahre später seine ideengeschichtliche Interpretation der radikalen Aufklärung als Ausgangspunkt der intellektuellen und politischen Moderne auf die in seinen Augen singuläre Bedeutung Spinozas gründete („*Radical Enlightenment. Philosophy and the Making of Modernity*“, 2001). Martin Mulsows „*Moderne aus dem Untergrund. Radikale Frühaufklärung in Deutschland, 1680–1720*“ (2002) stellt gewissermaßen einen Kompromiss zwischen beiden Ansätzen dar, der – Israel folgend – anhand klandestiner philosophischer Traktate einen Zusammenhang zwischen radikalen Ideen und Moderne postuliert und gleichzeitig eine durch Jacob inspirierte Sensibilität für Strukturen, Formen und Medien gelehrter Kommunikation an den Tag legt.

Wie Ducheynes Band ebenfalls dokumentiert, ist es insbesondere Israels Ansatz, der so anhaltend polarisiert, dass die meisten Beiträge bereits in der Einleitung, wenn nicht gar im ersten Absatz dazu Stellung nehmen. Seit Jahren verteidigt Israel nicht nur seine Interpretation, sondern auch seine Methode einer archaisch anmutenden Ideengeschichte gegen Versuche, Ideen soziokulturell und im Sinne einer Buch-, Publikations- oder auch Rezeptionsgeschichte materiell zu verankern. Sein dreißig Seiten starker einleitender Beitrag „*Radical Enlightenment. A Game-Changing Concept*“ präsentiert sich dementsprechend als eine von Kritik unbeeinflusste Wiederholung und Rechtfertigung seiner Thesen. Die analytische Präzision und historische Intelligenz des französischen Historikers Antoine Lilti (*Comment écrit-on l'histoire intellectuelle des Lumières? Spinozisme, radicalisme et philosophie*, in: *Annales. Histoire, Sciences sociales* 64 [2009]) beispielsweise, dessen Beitrag eine Fülle produktiver Überlegungen dazu enthält, wie eine „*intellectual history*“ der radikalen Aufklärung geschrieben werden könnte bzw. nicht geschrieben werden sollte, wird kommentarlos in eine Fußnote verbannt.

Der folgende Beitrag von Margaret C. Jacob, „*The Radical Enlightenment. A Heavenly City with Many Mansions*“, fasst zwar ebenfalls mehrfach publizierte Kernthesen zusammen, aber in der Absicht, Dogmatismus zu vermeiden und der Pluralität der radikalen Frühaufklärung zu ihrem Recht zu verhelfen. Zwar teilt Jacob mit Israel das Interesse an den Niederlanden als Brennpunkt radikaler intellektueller Aktivität, doch stehen für sie andere Aspekte und Dynamiken im Vordergrund. Sie diskutiert die Bedeutung von Urbanität als quintessentiellem „*social setting of the radical Enlightenment*“ (54), betont die Bedeutung Newtons, was die Wissenschaftsgeschichte in ein nach wie vor philosophiegeschichtlich geprägtes Bild der Aufklärung integriert, und